

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 11

Artikel: Das indische Problem vor seiner Lösung?
Autor: Büchi, J. Henry
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

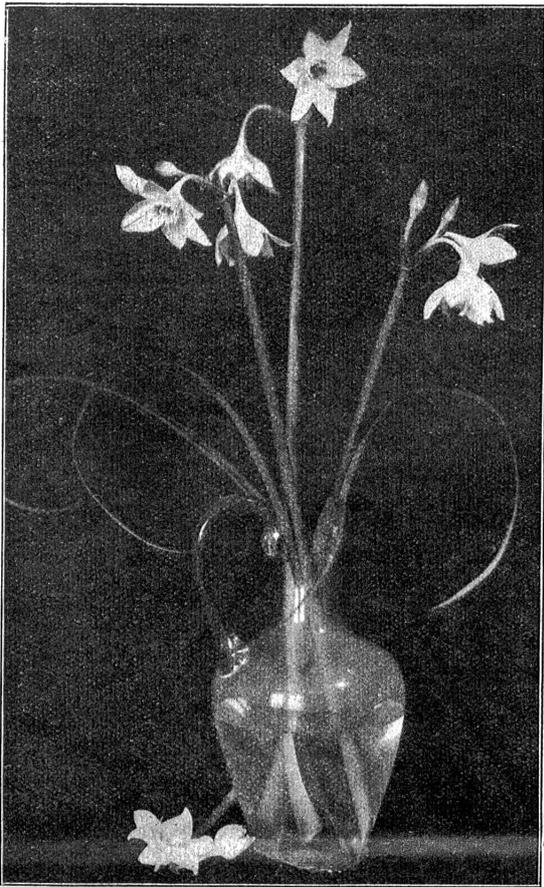
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Narzissen im Glaskrug. Die Anordnung der Blattrippen und Stengel ist ausgezeichnet gelungen. Der Henkel des Kruges findet in der Biegung der frontalen Blätter einen stillistischen Ausgleich, der zugleich den langstieligen Charakter der Pflanze ausprägt.

Das indische Problem vor seiner Lösung?

Von Dr. Henry Büchi, London.

Es wird kein Mensch behaupten, daß die Engländer aus moralischen Gründen nach Indien gingen oder aus ethischen Gründen dort Meister bleiben wollen. Sie wollen mit Indien Handel treiben und dabei Geld verdienen, und sie wollen nicht, daß ihren Söhnen die Laufbahn eines indischen Staatsbeamten verschlossen werde oder daß ihr in Indien investiertes Kapital als rechtlos erklärt werde. Aber da sie nun einmal die Steuer in ihrer Hand haben, so wollen und müssen sie sich auch notgedrungen den mehr sozialen Aufgaben einer Landesverwaltung widmen. Aber warum denn kann dies nicht alles eben so gut erreicht werden unter einer selbständigen Indischen Dominion-Regierung und Verfassung?

Man kann ruhig sagen, daß der Lösung eigentlich sehr wenig im Wege stünde, wenn die Engländer nur den Weg sehen könnten, den indischen Bauern reicher zu machen, ohne daß die indische Industrie ihnen zur Konkurrenz auf den eigenen Märkten wie auf den Weltmärkten würde. Alles andere ist Nebensache. Leider kann man von einem Volke, das selbst alle zehn Jahre eine wirtschaftliche Slimming-Kur (Entfettungskur) durchmachen muß, kaum erwarten, daß seine Leiter für das Untertanenvolk ein besseres Rezept haben als für das eigene Volk. Welches aber sind die Umstände, die Indien darnieder halten?

Man bedenke, daß Indien mit Burma zusammen etwa 112 mal so groß ist wie die Schweiz und über 80 mal so viele Einwohner hat. Und von diesen Einwohnern sind ungefähr 73 Prozent, also fast drei Viertel, von Landwirtschaft und Ackerbau abhängig. Nur ein fünfstel Prozent arbeitet im Bergbau, in der eigentlichen Industrie zehn Prozent, in Transport anderthalb Prozent, während in öffentlicher Verwaltung auch nur anderthalb Prozent, der Rest in Kleingewerbe und Kleinhandel u. sich betätigen.

Wir sehen, daß nur eine sehr kleine Verwaltungsklasse vorhanden ist, und trotzdem nehmen die Verwaltungskosten einen ungehörlich großen Teil des Steuerertrages weg. Im Verhältnis zum Gesamteinkommen pro Person ist Indien am höchsten besteuert und hat die teuerste Verwaltung. Man wird erstaunen, aber es ist wahr, daß das jährliche Einkommen per Kopf der Bevölkerung etwa Fr. 100 in Schweizerwährung beträgt. Darin sind die Einkommen der Handvoll Prinzen und Würdenträger eingerechnet. Man wird ohne weiteres begreifen, daß bei einem solchen Einkommen jede Verwaltungsausgabe zu teuer ist. Indien „vermag“ einfach keine Verwaltung nicht. Das ist alles.

Es ist schwierig zu sagen, wie Indien stünde ohne englische Invasion. Brooks Adams, ein englischer Geschichtsforscher, kommt zu dem Resultat, daß die Invasion Englands Indiens am meisten Schaden zufügte durch die nachfolgende Ausfuhr von Gold und Silber. Englands Industrie, so sagt er, verdankt ihr Leben nicht der Dampfmaschine und dem mechanischen Webstuhl — es kostete Watts weniger Mühe und Zeit, seine Dampfmaschine zu erfinden und zu bauen, als sie an den Mann zu bringen —, sondern sie verdankt den Aufschwung dem Zufluß der indischen Beute in Gold und Silber. So weit Brooks Adams. Und man muß ihm ohne weiteres zustimmen, wenn man etwas aus der Geschichte des Geldwesens und der damit verbundenen wirtschaftlichen Zusammenhänge gelernt hat. Eine entsprechende Zollpolitik Englands Indiens gegenüber, anfangs des letzten Jahrhunderts, tat das ihrige, die noch vorhandene indische Industrie und ihre Handelschiffahrt zu Grunde zu richten. Waren doch noch zu jener Zeit die indischen Handels- und Kriegsschiffe in Ausführung und in Seetüchtigkeit den englischen bei weitem überlegen.

Nun hat das indische Volk seit jeher sich darin vergnügt, in guten Zeiten Ersparnisse in Schmuck anzulegen. Es verkleinerte selbst in Zeiten der Blüte und guter Ernten den Umlauf von Geld, indem es das edle Metall verarbeitete, eben in der Form von weiblichem Schmuck. In Zeiten der Not wurde das Metall wieder seinem geldlichen Zweck zurückgegeben und so die Geldmenge vergrößert und die Not gelindert durch größere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. Diese Gewohnheit ist auch heute noch sehr stark, trotzdem die Silberprägung nicht mehr frei ist und Silbergeld nur als Scheidemünzen umläuft.

Nun müssen wir diese einzelnen Punkte in eine gewisse Ordnung stellen, um einen Überblick zu erhalten.

Betrachten wir vorerst die Verwaltung. Diese besteht auch heute noch in den höhern Graden fast ausschließlich, in den niedern Graden zum Teil, aus Nichtindiern. Eine bedeutende Besatzungsarmee britischer Herkunft muß bezahlt werden, gleichzeitig mit der indischen Armee. Die großen Exporthäuser und Importhäuser, nun auch die Schiffsgesellschaften, sind fast alle britisch und beschäftigen eine Menge britischer Angestellter.

Was ist die Folge? Ein großer Teil der Saläre dieser Nichtindier geht nach England u. als Ersparnisse oder als Zahlung für die Schulung der Kinder in England, als Unterstützung älterer Familienglieder u. Die Pensionen hat Indien zu zahlen, aber diese werden sozusagen ausschließlich außerhalb Indiens verzehrt. So mit den Ingenieuren, die Bewässerungsanlagen, Eisenbahnen u. bauen in Indien. Wohl hätte man Material genug für alle diese Posten, aber durch die Personalpolitik der englischen Regierung in

Indien während des ganzen letzten Jahrhunderts wurde die Ausbildung entweder verhindert oder, als die Bildungsstätten doch nach und nach ins Leben gerufen wurden, illusorisch gemacht durch die NichtEinstellung der so ausgebildeten indischen jungen Männer. Sogar jetzt bestehen noch ganz bedeutende Schwierigkeiten für den Sohn Indiens, in der Verwaltung seines eigenen Landes oder als Rechtsanwalt vor den Richtern seiner Gerichtshöfe Anstellung zu finden. Es ist tatsächlich genau so leicht oder vielleicht leichter für einen jungen Indier, in London in Staatsstellung einzutreten als in Delhi oder Calcutta.

Das meiste Kapital, das in indischen Eisenbahnen und andern öffentlichen Werken und in der Industrie angelegt ist, ist zwar in Indien erspart worden, aber es gehört wieder Engländern und andern Nichtindiern. Also müssen Zinsen ins Ausland bezahlt werden, für die kein Gegenwert herein kommt. Alles zusammen, die ins Ausland fliehenden Teile der Verwaltungskosten, der Pensionen für Verwaltungs- und Armeepensionäre, besondere Unkosten, um indischen Söhnen die Gleichwertigkeit mit einer dreijährigen Studienzeit in London oder einer andern englischen Universität zu erkaufen, die Zinsen für die in Indien investierten Kapitalien und die Bezahlung eines großen Teils der Einfuhr (zumeist Luxusartikel für die europäische Bevölkerung, also eine volkswirtschaftlich nachteilige Einfuhr), sind in Tat und Wahrheit der Tribut der Unterständigkeit Indiens. Dieser Tribut beläuft sich auf Fr. 700,000,000 und mehr pro Jahr.

Wohl ist der Betrag nicht groß, wenn man ihn mit einer Bevölkerungszahl von rund 330 Millionen vergleicht. Aber wenn man mit dem kleinen Gesamteinkommen rechnet, so ist die Summe wohl eigentlich unerschwinglich zu nennen.

So sagt sich denn der Indier, entweder sollen diese Fremdlinge Teil seines Volkes werden und an den Mühseligkeiten oder Freuden der Volksgesamtheit teilnehmen: sie sollen Indisch werden, wollen sie indisches Brot essen und indische Staatspensionen haben, oder dann sollen sie Indiern Platz machen. Und man kann ihm das schwerlich verargen.

Daß der Engländer aber diese Bedingung annimmt, ohne durch die Verhältnisse dazu gezwungen zu sein, ist ebenso ausgeschlossen. Er kämpft für eine wirtschaftliche Position und wird sie halten, so lange er kann. Aber der ganze Kampf, so heroisch er auch erscheint von der einen Seite, so „vom Zaun gebrochen“ wie er dargestellt wird von der andern Seite, liegt letzten Endes in der Unfähigkeit der politischen und volkswirtschaftlichen Führer und Verantwortlichen. Würden sie Mittelmäßigkeit auch nur um ein wenig überragen, so müßten sie imstande sein, dieses intelligente, arbeitsfreudige, wenn auch nicht so draufgängerische Volk so zu regieren und das reiche und zum größten Teile fruchtbare Land so zu verwalten, daß aus Armut Reichtum würde. Dann würden auch die paar Millionen Pfund nicht mehr drücken, weil das Verhältnis zum Gesamtreichtum dann ein günstigeres wäre. Und nicht nur das: die englischen Industrien würden in einem aufnahmefähigen Indien einen reicheren Markt für viele ihrer Waren haben, als es ein armes Bauern-Indien je sein wird.

Zwar werden auch in Indien Stimmen laut, die den Weg zu wissen scheinen. Sowohl im Lager Gandhis, der zwar gegenwärtig mit seinen Mitarbeitern im Gefängnis weilt — wer weiß, ob nicht die Zeit hinter Gefängnismauern besser verwendet wird, als die manches freien Mannes —, wie auch im Lager der indischen Kaufleute und Industriellen bricht sich langsam die Einsicht Bahn, daß eine blühende Wirtschaft das Tor der Freiheit sein werde, daß aber eine blühende Wirtschaft nur mit einer neuen Währung, einer von Gold und Silber, von Ausland und von Kapital unabhängigen Währung, kommen könne. Da man nun mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, daß in England selbst die indienfreundliche Labour-Party nicht nur

Indien sofort Selbstverwaltung gewähren wird, sobald sie wieder an die Regierung kommt, sondern auch in England eine auf den durchschnittlichen Warenpreis eingestellte „feste Währung“ einführen und ausbauen wird, so kann Indien die Hoffnung hegen, ehe viel Zeit verfloßen sein wird, sein Ziel in politischer wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu erreichen. Der Westen kann dadurch nur gewinnen; denn die Weisheit, die der östlichen Kultur innewohnt, wird uns dadurch näher kommen und verständlicher werden.

Die falsche Verbindung.

Humoreske von Friedrich Brawand.

(Schluß.)

Dann erfreuten sich beide an den Melodien der „Virtusprinzessin“ und plauderten über die Operette. Mäglich fragte Waldemar:

„Wollen Sie mir Ihren kleinen Namen sagen, Fräulein?“

„Ella!“ sagte sie und blinnte ihm in die Augen.

Waldemar öffnete den Mund, konnte aber kein Wort über die Lippen bringen. Das war der Gipfel! — Waldemar starrte seine reizende Tischnachbarin an. Eine halbe Minute verging, bis er die Sprache wieder fand.

„Ella?“ stammelte er und griff sich an die Stirne. Jetzt war die Reihe an Ella, nicht zu begreifen.

„Ist denn der Name so entfehllich, — Sie sind ja blaß?“

Waldemar wollte antworten, — und wurde leichenblaß. Wie ein Geistesabwesender starrte er nach einer Säule der Terrasse. An dieser Säule saß der Staatsanwalt von der Weid und neben ihm saß seine Tochter — Ella, die Waldemar mit großen, zornblickenden Augen durchbohrte.

Waldemars Schläfen hämmerten, sein Herz pochte, über seinen Rücken rieselten kalte und warme Ströme, der Schweiß trat auf seine Stirne, seine Hand klammerte sich am Tischrand fest. Wie aus weiter Ferne kommend hörte er Ella Bills Stimme:

„Aber, — Sie werden ja ohnmächtig! — Mein Gott!“ Er war in der Tat einer Ohnmacht nahe. Er fühlte, wie eine weiche Hand seine fiebernde Hand ergriff und kam mit einem Schlag zu sich.

„Entschuldigung, Fräulein“, lächelte er und ergriff dankend Ellas Hand. Zwei Augen schossen Blitze. Die Situation wurde peinlich. Waldemar erhob sich.

„Einen Augenblick, bitte!“

Er eilte nach der Vorhalle und ließ sich in einen Fauteuil fallen. Mit einem Taschentuch trocknete er die feuchte Stirne.

„Was soll das heißen, Waldemar!“

Wie von einer Ratter gestoßen sprang der Geplagte auf.

Fräulein von der Weid stand neben ihm.

„So — so, muß ich dich sehen?“

Waldemar warf rasch einen Blick um sich. Sie waren allein in der Vorhalle.

„Wie du mir, — so ich dir!“ gab er zurück und machte wütende Augen.

„Was — du — — du — —“

Ein Weinkrampf schüttelte Ellas Körper und warf sie in den Fauteuil. Waldemar war nicht im geringsten gerührt.

„Du hättest mir wenigstens Bescheid machen können, daß du mit mir nicht ausgehen kannst, heute Abend!“

„Daß du mit andern Damen —“ schluchzte Ella.

„Es ist dein Fehler“, sagte Waldemar.

„Impertinent!“ zischte Ella.

Waldemar wurde böse.

„So, — jetzt spielst du die Unschuldige? — Ich gebe dir Rendez-vous um acht Uhr. Du läßt mich sitzen —“